

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Unterschiedlichkeit – weitaus mehr als eine Zumutung
Praktisch-theologische Überlegungen zum Umgang mit Diversität

Unterschiedlichkeit – weitaus mehr als eine Zumutung Praktisch-theologische Überlegungen zum Umgang mit Diversität

Abstract

Die aktuelle Lage in der Welt ist deutlich davon geprägt, das Mauern gebaut, Grenzen gezogen und Abschottungen vorgenommen werden. Diese Prozesse lassen auch Christ_innen nicht unberührt und es ist die Frage zu stellen, was sie zur Lösung solcher Entwicklungen beitragen könnten. Der Auferstandene lässt die Vielen zu einer Einheit werden, ohne von ihnen zu verlangen, eine „Einsheit“ (Hans-Joachim Sander) zu werden. Hier zeichnet sich ab, dass Lösungen gefunden werden können, indem unterschiedliche Positionen miteinander ins Gespräch gebracht und wechselseitige Entdeckungen möglich werden. Christ_innen haben Tools, mit den Herausforderungen der Gegenwart kreativ umzugehen, und diese wären ein Angebot in Zeiten der Abschottungen, der Grenzen und Mauern.

The world of today is shaped by processes that involve the building of walls, the drawing of borders and increasing political and social compartmentalization. Christians do not remain unaffected by these developments. The question arises: how should religious people react to these problems? Jesus Christ rejoins the masses to form unity without demanding “one-ness” (Hans-Joachim Sander). This illustrates that solutions should be found by starting a discourse and by allowing reciprocal discoveries. Christians possess the tools to cope with the challenges of the present, which would provide an offer in times of compartmentalization, borders and walls.

Zu Beginn des Jahres 2017 werden wieder Abschottungen propagiert, Grenzkontrollen durchgeführt und Schutzmauern geplant. Diese Vorhaben folgen einem Ziel: Fremde und Fremdes sollen abgewehrt werden. Wie es aussieht, befinden wir uns (in Deutschland, in Europa, in den USA, in Israel, in Russland ...) wieder im Modus strikter Trennungen, die eigentlich mit dem Ende des Kalten Krieges überwunden schienen. Doch der Schein war offenkundig trügerisch. Es wird wieder klar unterschieden zwischen Innen und Außen, Bekanntem und Fremdem, Inländer_innen und Ausländer_innen, Gut und Böse, Schwarz und Weiß. Wir sind zurück im „immunologischen Zeitalter“¹. Zurückweisungen und Angriffe sind die prägenden Handlungsmuster. Was fremd ist, wird ganz selbstverständlich als negativ wahrgenommen und es wird ihm nur ein Ziel unterstellt: einzudringen und das Eigene zu negieren, zu schwächen, aufzuheben.² Diese Welt ist „von Grenzen, Übergängen und Schwellen, von Zäunen, Gräben und Mauern geprägt. Sie verhindern den universalen Tausch- und Austauschprozess.“³ Solche Grenzen „schaffen *Fantasien für den Anderen* (Hervorhebungen: im

¹ Byung-Chul Han, *Müdigkeitsgesellschaft*, 6., um ein Vorwort ergänzte Auflage, Berlin 2011, 8.

² Vgl. Han, *Müdigkeitsgesellschaft* (s. Anm. 1) 12.

³ Han, *Müdigkeitsgesellschaft* (s. Anm. 1) 11.

Original) ab. Sie sind keine *Schwellen*, keine *Übergänge* mehr, die *anderswohin* (Hervorhebungen: im Original) führen.“⁴

Ein kurzer Blick in die Geschichte der katholischen Kirche genügt, um zu erkennen, dass auch sie lange Zeit geprägt war von der Angst, mit fremden Gedanken und Haltungen infiziert zu werden. Auch sie reagierte mit Abschottungen und perfektionierte diese ab dem Barock in der Selbstidentifikation der *societas perfecta*.⁵ Allerdings hat diese Kirche erleben müssen, dass Abschottungen letzten Endes das eigene Immunsystem schwächen und krank machen. Wer sich nur mit dem Gleichen umgibt, verfügt ab einem bestimmten Zeitpunkt über zu wenig Antikörper und das kann katastrophale Folgen haben. Ein solches System schwächt sich nachhaltig durch Isolation und die Fokussierung auf sich selbst.

Mit dem II. Vatikanischen Konzil hat die katholische Kirche den Schritt aus dem immunologischen Zeitalter gewagt. Dieses Konzil steht ganz im Zeichen des *Aggiornamento*.⁶ Es wagt den „Sprung nach vorwärts.“⁷ Das Dekret *Dignitatis humanae* verweist auf das Recht eines jeden Menschen auf Religionsfreiheit. Die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* identifiziert die Welt als Ort für die Entdeckung der eigenen Berufung.⁸ Die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den anderen Religionen *Nostra aetate* spricht mit Respekt von anderen Religionen und bahnt so erste Wege für den interreligiösen Dialog.

Mit diesem Konzil nimmt ein neuer Habitus in der katholischen Kirche Gestalt an, hier zeigt sich ein neuer Stil⁹, weil sie tatsächlich kritisch über sich nachdenkt, nach den anderen fragt und versucht, sich von den anderen her der eigenen Berufung zu nä-

⁴ Byung-Chul Han, *Agonie des Eros*, Berlin ²2013, 54.

⁵ Vgl. Hans-Joachim Sander, *Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. Gaudium et spes*, in: Peter Hünemann – Bernd Jochen Hilberath (Hg.), *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, Bd. 4, Freiburg/Br. u.a. 2005, 581–886, 601.

⁶ Vgl. Ludwig Kaufmann – Nikolaus Klein, *Ansprache Papst Johannes XXIII. Zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils (11. Oktober 1936)*, in: Dies., *Johannes XXIII. Prophetie im Vermächtnis*, Brig 1990, 124; Peter Hünemann, *Der Text: Werden – Gestalt – Bedeutung. Eine hermeneutische Reflexion*, in: Peter Hünemann – Bernd Jochen Hilberath (Hg.), *Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Theologische Zusammenschau und Perspektiven*, Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 5, Freiburg/Br. u.a. 2006, 7– 101, 11.

⁷ Kaufmann – Klein, *Ansprache* (s. Anm. 6) 136.

⁸ Für Elmar Klinger ist die Pastoralkonstitution der Text, von dem aus sich das Konzil überhaupt erst entschlüsseln lässt. Er bezeichnet *Gaudium et spes* als „Zukunftsentwurf der Kirche selbst auf höchster lehramtlicher Ebene.“ Elmar Klinger, *Armut – eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen*, Zürich u.a. 1990, 97–98.

⁹ Zum Zusammenhang Stil und Konzil sei an dieser Stelle auf Christoph Theobald verwiesen. Christoph Theobald, *Das Christliche als Lebensstil. Die Suche nach einer zukunftsfähigen Gestalt von Kirche aus einer französischen Perspektive*, in: Christoph Böttigheimer (Hg.), *Zweites Vatikanisches Konzil. Programmatik – Rezeption – Vision (Questiones Disputatae 261)*, Freiburg u.a. 2014, 203–219, 212–215.

hern.¹⁰ Besonders deutlich wird dies in den ersten Sätzen der Pastorkonstitution *Gaudium et spes* ausgedrückt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

1. Identität im Plural

Es ist nicht selbstverständlich davon zu sprechen, dass jetzt ein günstiger Zeitpunkt für die katholische Kirche ist.¹¹ Im Allgemeinen wird die gegenwärtige Lage als nicht förderlich für die katholische Kirche wahrgenommen. Ein Blick auf die Fakten mag dieser Einschätzung Recht geben. Es fehlt zunehmend an seelsorglichem Personal. Dass laut Kirchenstatistik 2015 in Österreich die Zahl der Priester leicht gestiegen ist, bedeutet auch keine Trendwende. Vielmehr ist zu berücksichtigen, dass diese Entwicklung vor allem mit einer steigenden Anzahl ausländischer Priester und Ordenspriester zu erklären ist.¹² Die Zahl der Gottesdienstbesucher_innen geht kontinuierlich zurück und jene, die den Gottesdienst besuchen, werden in der Regel immer älter. Diese schmerzhaften und spürbaren Entwicklungen markieren, dass sich die Kirche vielfach aus den Lebenswelten der Menschen exkulturiert hat.¹³ Ein Grund dafür ist die Wahrnehmung, dass sie für eine Ordnung steht, deren Konzepte und Inhalte alles andere als fortschrittlich sind. Zu denken ist hier vor allem an den Pflichtzölibat, die Ungleichbehandlung von Frauen¹⁴ und ihre hierarchischen Strukturen. Erhärtet werden diese Wahrnehmungen, wenn zum Beispiel die Definition des Duden zur Kenntnis genommen wird, in der zu einer Avantgarde eine „Gruppe von Vorkämpfern einer geistigen

¹⁰ Vgl. Elmar Klinger, Christliche Identität im Pluralismus der Religionen. Probleme und Perspektiven in der Sicht des Zweiten Vatikanum, in: Ders. (Hg.), Gott im Spiegel der Weltreligionen. Christliche Identität und interreligiöser Dialog, Regensburg 1997, 111–125, 121.

¹¹ Vgl. Christoph Theobald, Heute ist der günstige Augenblick. Eine theologische Diagnose der Gegenwart, in: Reinhard Feiter – Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich (Bildung und Pastoral Bd. 1), Ostfildern ³2013, 81–109.

¹² Vgl. <http://bit.ly/2A1BbhT> (abgerufen am 1.3.2017).

¹³ Vgl. Theobald, Augenblick (s. Anm. 11) 83–89; Bernhard Spielberg, Schmetterlinge in der pastoralen Landschaft oder: Wo sich die neue Gestalt der Kirche entpuppt, in: Johannes Först – Heinz-Günther Schöttler (Hg.), Einführung in die Theologie der Pastoral. Ein Lehrbuch für Studierende, Lehrer und kirchliche Mitarbeiter, Münster 2012, 165–189, 167.

¹⁴ Dass Frauen verantwortliche Aufgaben in den ersten Gemeinden wahrgenommen haben, kann aufgrund exegetischer Untersuchungen im Neuen Testament belegt werden. Diese Befunde „warten nur darauf, genutzt zu werden“. Marlis Gielen, Die Wahrnehmung gemeindlicher Leitungsfunktionen durch Frauen im Spiegel der Paulusbriefe, in: Marlis Gielen – Joachim Kügler, Papst Franziskus und die Zukunft der Kirche. Neutestamentliche Orientierungsangebote (Theologie Forschung und Wissenschaft Bd. 46), Berlin 2014, 109–143, 143.

Entwicklung“¹⁵ gezählt wird. In diesem Sinn waren die frühen Christ_innen Teil einer Avantgarde. Die christlichen Gemeinden waren nicht zuletzt aus dem Grund attraktiv und eine wirkliche Alternative, weil sie ein Ort der Anerkennung waren und der Logik des Ressentiments widerstanden haben. Exemplarisch sei an dieser Stelle auf den Brief an die Galater verwiesen, in dem Paulus schreibt: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich, denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,27–28)

Der Auferstandene ist es, der die Vielen zu einer Einheit werden lässt. Insofern zeichnet sich hier schon eine Perspektive ab, die es den Christ_innen grundsätzlich ermöglicht, sich vor dem Plural nicht zu fürchten, sondern vielmehr den Plural als notwendig zu betrachten, um zur christlichen Identität zu gelangen, zumindest wenn man dem Apostel Paulus folgt.¹⁶ Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth: „Obwohl ich also von niemandem abhängig bin, habe ich mich für alle zum Sklaven gemacht, um möglichst viele zu gewinnen; denen, die unter dem Gesetz stehen, bin ich, obgleich ich nicht unter dem Gesetz stehe, einer unter dem Gesetz geworden, um die zu gewinnen, die unter dem Gesetz stehen. Den Gesetzlosen bin ich sozusagen ein Gesetzloser geworden – nicht als ein Gesetzloser vor Gott, sondern gebunden an das Gesetz Christi –, um die Gesetzlosen zu gewinnen. Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, um auf jeden Fall einige zu retten. Alles aber tue ich um des Evangeliums willen, um an seiner Verheißung teilzuhaben.“ (1 Kor 9,19–23)

Paulus setzt sich dem Plural aus und er sucht nach einem Weg, sich gegenüber den Vielen und dem Einen zu verhalten. Dies gelingt ihm, weil er die Vielen nicht als eine „Einsheit“¹⁷ denkt. Christus ist jener, der ihn befähigt, kreativ mit dem Plural umzugehen.

Die Empfehlung, auf die Herausforderungen des Plurals zu antworten, lautet damals wie heute: Einheit nicht mit „Einsheit“ oder mit Einzahl zu verwechseln. Wer Einheit im Sinn der Einzahl anstrebt, formuliert dies meist unterschwellig und mit unwillkürlichem Zwang zur Einheit. Diesen Weg einzuschlagen, hat einen guten Grund, nämlich die Differenzen, die in der Begegnung mit dem Plural automatisch entstehen, im Zaum zu halten. Auch Paulus weiß um die Spannungen und Konflikte, die auftauchen können, wenn viele und vieles zusammenkommen. Zu denken ist hier unter anderem an die Streitpunkte in der Gemeinde von Korinth bezüglich des Herrenmahles (1 Kor 11,18) und der verschiedenen Charismen (1 Kor 12,4–11). Aber diese Beispiele sind

¹⁵ <http://www.duden.de/rechtschreibung/Avantgarde#Bedeutung1> (abgerufen am 1.3.2017).

¹⁶ Vgl. Hans-Joachim Sander, Identität mit prekärem Plural. Eine Ortsbestimmung für die Christen in nachmoderner Zeit, in: Kirche und Israel. Neukirchener Theologische Zeitschrift 20 (2005) 1, 4–8, hier 7.

¹⁷ Dieses Kunstwort stammt von Hans-Joachim Sander. Vgl. Hans-Joachim Sander, Einführung in die Gotteslehre, Darmstadt 2006, 73.

nicht nur ein Beleg für die Schwierigkeiten, die mit dem Plural auftreten können, sondern sie beinhalten auch den wichtigen Hinweis, dass Probleme nicht gelöst werden, indem zur Lösung die eine Position vorgeschrieben wird. Lösungen werden vielmehr erst durch die Konfrontation mit unterschiedlichen Positionen gefunden und schließen die Anstrengungen ein, sich diesen gegenüber zu verhalten. Nur in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Positionen entsteht die Möglichkeit, eine Sprache für ihre Lösung zu finden. Die jeweils andere Position ist ein anderer Ort, auf den man zugehen, zu dem man sich verhalten kann. So werden aus Positionen Orte, die einen Zwischenraum, eine Kontaktzone kreieren. Diese Räume sind nicht leer, sondern sozial produziert.¹⁸ Und das impliziert, dass das, was sich in ihnen ereignet, vor allem „eine ethische Aufgabe“¹⁹ ist. Denn es geht darum, sich mit den anderen in Beziehung zu setzen, von den anderen her zu denken und sich wahrnehmen zu können und so letztlich zu einem Umgang mit den anderen zu finden. Das Eigene und das Fremde stehen in einem Wechselverhältnis zueinander und wirken aufeinander. Begegnungen in diesem Modus sind kreativ und bereichernd, weil sie zur Identität verhelfen und ein *Mehr* entstehen lassen, wie Alfred North Whitehead es treffend formuliert hat: „The many become one, and are increased by one.“²⁰

Wer sich auf die Begegnung mit anderen einlässt, sich berühren lässt, wird eine andere, wird ein anderer. In solchen Kontakten steckt Entdeckungs- und Entwicklungspotenzial für alle Beteiligten. Sie werden zu einem identitätskonstituierenden Faktor, wobei Identitätsfindung ein Prozess ist, in dem Identität eben auch durch die Begegnung mit dem, was man nicht ist, gefunden und entwickelt werden kann.²¹

Und noch etwas anderes kommt ins Spiel, wenn man sich dem Plural öffnet – der Blick für das Detail. Beispielhaft lässt sich dies an den biblischen Namen für Gott zeigen.²² Gott ist der Schöpfer allen Seins (Gen 1,1), der Retter (Jer 15,20), der Richter (Gen 18,25), der Vater (Mt 6,8) und die Liebe (1 Joh 4,8). Diesen Gott verehren die Christ_innen in seiner Trinität, als Vater, Sohn und Heiliger Geist, der in Einheit und Vielheit gleichzeitig, aber unvermischt ist.²³ Der Plural ist noch an vielen anderen Stellen innerhalb der biblischen Texte und in der Struktur des Christentums zu entdecken.²⁴ Es gibt nicht nur einen Propheten, sondern mehrere. Es gibt nicht nur ein Testament, sondern zwei, und der Kanon besteht aus mehreren und ganz unterschiedlich akzentuierten Schriften. Das Christentum besteht aus verschiedenen Kirchen. Vor diesem Hintergrund kann gesagt werden, dass Christ_innen Tools im Gepäck haben, mit

¹⁸ Zur Raumtheorie sei an dieser Stelle exemplarisch auf Henri Lefebvre, *La production de l'espace*, Paris 1974 und Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001 verwiesen.

¹⁹ Vgl. Klinger, *Identität* (s. Anm. 10) 116.

²⁰ <http://bit.ly/1SrP3AZ> (abgerufen am 1. 3. 2017).

²¹ Vgl. Klinger, *Identität* (s. Anm. 10) 120.

²² Vgl. Klinger, *Identität* (s. Anm. 10) 121.

²³ Vgl. Sander, *Gotteslehre* (s. Anm. 17) 84.

²⁴ Vgl. Klinger, *Identität* (s. Anm. 10) 121.

den Herausforderungen der Gegenwart umzugehen und somit einen kreativen und konstruktiven Beitrag im Umgang mit Diversität leisten können. Sie sind grundsätzlich in der Lage, Perspektiven anzubieten, wie mit einer veränderten Welt umzugehen ist, in der die übliche Ordnung der Dinge nicht mehr greift, wie das in der Gegenwart der Fall ist. Wir leben in Zeiten, in denen alles möglich geworden ist und die Grenzen des Denkbaren immer wieder überschritten werden. Dafür steht auch Papst Franziskus, der seiner Kirche zeigt, wie sie der Zeit voraus sein kann. Der für eine Kirche steht, die in Bewegung ist und sich im Modus der Beweglichkeit weiter entwickeln soll.²⁵

2. Raum für Vielfalt und Macht versus Gewalt und Einsamkeit

Im Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* von Papst Franziskus findet sich ein „Loblied“ auf die Komplexität. Papst Franziskus schreibt: „Er [Christus, H.W.] hofft, dass wir darauf verzichten, unsere persönlichen oder gemeinschaftlichen Zuflüchte zu suchen, die uns erlauben, gegenüber dem Kern des menschlichen Leids auf Distanz zu bleiben, damit wir dann akzeptieren, mit dem konkreten Leben der anderen ernsthaft in Berührung zu kommen und die Kraft der Zartheit kennen lernen. Wenn wir das tun, *wird das Leben für uns wunderbar komplex* (Hervorhebungen: H.W.), und wir machen die tiefe Erfahrung, Volk zu sein, die Erfahrung, zu einem Volk zu gehören.“²⁶ (EG 270)

Hier klingt deutlich an, dass Komplexität in den Augen des Papstes etwas Positives ist. Zugleich benennt er eine Voraussetzung für den Umgang mit der Komplexität: Es bedarf der Bereitschaft, sich berühren zu lassen.²⁷ Wer sich auf die Komplexitäten des Lebens einlassen und davon anrühren lassen kann, der/die verlässt die gewohnten Beobachtungs- und Bewertungsstandpunkte. Er oder sie begibt sich in einen Zwischenraum, ohne der Distanzlosigkeit zu verfallen. „Die Distanzlosigkeit ist nicht die *Nähe* (Hervorhebung: im Original). Sie vernichtet sie vielmehr. Die Nähe ist *reich an Raum* (Hervorhebungen: im Original), während die Distanzlosigkeit den Raum vernichtet. Der Nähe ist eine Ferne eingeschrieben. Sie ist daher *weit* (Hervorhebung: im Original).“²⁸ Dieser Aspekt ist für Begegnungen, die sich Ausschließungen widersetzen, grundlegend. Es geht nicht darum zu verschmelzen, sondern wahrzunehmen, zu betrachten und zu verweilen. So ist es möglich, der lauenden Gefahr von Nullsummenspielen zu entkommen, zu der binäre Codierungen verführen. Denn binäre Codierun-

²⁵ Vgl. EG 97, <http://bit.ly/2ArcQBq> (abgerufen am 1.3.2017); Michael Ebertz, Leitbildwechsel. Die Kirche vor neuen religiösen Identitäten und Optionen, in: <http://bit.ly/2AoLoEm> (abgerufen am 24.8.2017).

²⁶ <http://bit.ly/1HaqJBL> (abgerufen am 1.3.2017).

²⁷ Zur Kategorie der Berührbarkeit für die Theologie vgl. Hildegund Keul, *Menschwerden durch Berührung*. Bettina Brentano-Arnim als Wegbereiterin für eine feministische Theologie (Würzburger Studien zur Fundamentaltheologie Bd. 16), Frankfurt a. M. u. a. 1993.

²⁸ Byung-Chul Han, *Transparenzgesellschaft*, Berlin ³2013, 26.

gen stehen für klare Grenzziehungen, Gegenüberstellungen und Konkurrenzen: Schwarz gegen Weiß, Reiche gegen Arme, Mann gegen Frau, Metropole gegen Peripherie, Starke gegen Schwache, Einheimische gegen Migrant_innen. Das eine wird mit Wucht und Schärfe durch das andere verdrängt beziehungsweise ausgespielt. Nuancen, Zwischentöne, Zwischenräume gehen dabei verloren. Und dort, wo Nähe durch Distanzlosigkeit ersetzt wird, machen sich Monokulturen breit. Ressentiments greifen um sich. Der Ausweg aus diesen Nullsummenspielen besteht darin, sich dem, was einem/einer entgegenkommt, in einem Zwischenraum zu stellen. Es muss nicht alles zurückgewiesen und als Bedrohung wahrgenommen werden. Begegnungen werden so zu einer Unterbrechung und können ein überraschendes Reservoir und Lernpotenzial bereithalten. Diese Einsicht findet sich auch in *Gaudium et spes*: „Ja selbst die Feindschaft der Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie nützlich und wird es bleiben“ (GS 44). Dieser Satz beschreibt die Haltung, dass nicht länger abgewehrt werden muss, was kritisch und herausfordernd, feindselig und gefährlich ist.²⁹ Mängel im Außen werden „nicht zur Verherrlichung der Stärken im eigenen Innen“³⁰ herangezogen und „[a]n den Stärken, die sich im Außen der Kirche finden, darf sich kein kirchliches Ressentiment kristallisieren“³¹. Begegnungen in diesem Modus bieten Handlungsspielräume und bändigen lauernde Gewalt oder Zwang, weil sie nicht mehr davon geprägt sind, alles in eine Übereinstimmung überführen zu müssen, sondern vielmehr kreativ mit den Kontrasten, den Differenzen umgehen können. Dabei ist hervorzuheben, dass das, was sich im Zwischenraum ereignet, immer relational und daher automatisch mit Macht verbunden ist.³² Macht ist immer in Beziehungssystemen am Werk und konstituiert diese. Macht „wirkt, indem sie Zeichen und Vorstellungen zirkulieren lässt“³³, Raum schafft und durch Anerkennung der anderen legitimiert wird.³⁴ Diese Macht hängt an der Zustimmung der anderen und ist ein permanentes Kommunikations- und Aushandlungsgeschehen. Wo das nicht bedacht und umgesetzt wird, wandelt sich Macht in Gewalt und Gewalt kappt Beziehungen. „Im Gegensatz

²⁹ Vgl. Hans-Joachim Sander, Einführung: Von der kontextlosen Kirche im Singular zur pastoralen Weltkirche im Plural – ein Ortswechsel durch Nicht-Ausschließung prekärer Fragen, in: Peter Hünermann – Bernd Jochen Hilberath (Hg.), Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Theologische Zusammenschau und Perspektiven, Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 5, Freiburg/Br. u.a. 2006, 383–394, 392.

³⁰ Sander, Einführung (s. Anm. 29) 392.

³¹ Sander, Einführung (s. Anm. 29) 392.

³² Vgl. Ulf Liedke – Harald Wagner, Inklusionen: Sozialwissenschaftliche Grundlagen für eine Praxistheorie der Teilhabe und Vielfalt, in: Dies. u.a., Inklusion. Lehr- und Arbeitsbuch für professionelles Handeln in Kirche und Gesellschaft, Stuttgart 2016, 9–38, 17.

³³ Byung-Chul Han, Was ist Macht?, Stuttgart 2005, 49.

³⁴ Von Hannah Arendt stammt der Satz: „Was niemals aus den Gewehrläufen kommt, ist Macht.“ Hannah Arendt, Macht und Gewalt, München 1970, 54. Und mit Bezug auf dieses Zitat schreibt Han: „Der Enge des Gewehrlaufes entspringt kein Raum.“ Han, Macht (s. Anm. 33) 101.

zur Macht ist die Gewalt kein Beziehungswort. Sie vernichtet den Anderen.³⁵ Gewalt schafft keine Räume, sondern besetzt Räume. Gewalt ist „ein *einsamer* (Hervorhebung: im Original) Akt.“³⁶ Gewalt merzt Differenzen aus und erzeugt zugleich neue. Ein unheilvoller Kreislauf ist vorgezeichnet: Flüchtlingsunterkünfte brennen, Personengruppen werden gegeneinander ausgespielt, der Islam wird zu einer terroristischen Gefahr stilisiert. Grenzen werden gezogen, mit Ängsten wird gespielt und verquere Gruppenidentitäten produziert. Aus diesen Zusammenhängen gibt es nur einen Weg hinaus – wechselseitige Risiken wagen. Denn wir leben in einer Zeit, in der Selbstverständliches nicht mehr selbstverständlich ist. Es geht heute um fundamentale Fragen des Zusammenlebens und diese lassen die Kirche, ihre Pastoral und die Rede von Gott nicht unberührt. Eine wesentliche Herausforderung besteht dabei darin, sich von vorfindlichen Differenzen nicht abschrecken und abhalten zu lassen. Das ist ohne jeden Zweifel nicht nur eine Aufgabe, sondern eine Zumutung. Um in der Gegenwart jedoch sprachfähig zu sein, ist es erforderlich, sich einzulassen „auf Pfade im Denken, Wollen, Leben [...], die noch nicht ausgetreten sind und deren weiterer Verlauf nur unzureichend abzuschätzen ist.“³⁷ Es müssen schlichtweg Risiken eingegangen und Komfortzonen verlassen werden. Pastoral wird so zu einem Abenteuer. Ob es bestanden wird und hilfreiche Perspektiven für andere angeboten werden können, ist längst nicht ausgemacht, denn es „warten Differenzen zu bisherigen Lebenserfahrungen; die Mächte und Gewalten, derer man sich sicher glaubte, verändern sich“.³⁸

3. Abduktiv vorgehen – Kontaktzonen suchen – Standpunkte einnehmen – Vernetzungen fördern

Eine nicht unerhebliche Anzahl von Menschen scheint die Gegenwart als einen Verlust an Zukunft wahrzunehmen. Diese Menschen sind geprägt von der Erfahrung, dass sich die Dinge anders entwickeln, als sie es sich ausgemalt und gewünscht haben. Die eigenen Zukunftsvorstellungen erweisen sich als unerfüllbarer Traum und der Alltag droht zu einem Albtraum zu werden. Das ist ein Nährboden für Verunsicherung, Angst und Ressentiment. Die Versuchung ist groß, an einer Wiederherstellung des Bekannten, der vermeintlich besseren Vergangenheit zu arbeiten. Es reicht jedoch nicht aus, in Strategien zu investieren, die früher erfolgreich waren, schlichtweg deshalb, weil sich die Rahmenbedingungen grundlegend verändert haben. Die alten Zeiten, die von (vermeintlicher) Überschaubarkeit und Einheitlichkeit geprägt waren, kommen nicht

³⁵ Byung-Chul Han, *Topologie der Gewalt*, Berlin ³2017, 90.

³⁶ Han, *Macht* (s. Anm. 33) 104.

³⁷ Hans-Joachim Sander, *Gott und seine Orte. Theologie auf dem Weg vom Zeichen zum Subjekt*, in: Gerhard Kruij – Michael Fischer (Hg.), *Als gäbe es Ihn nicht – Vernunft und Gottesfrage heute* (Philosophie aktuell Bd. 2), Berlin 2006, 195–209, 198.

³⁸ Sander, *Gott* (s. Anm. 37) 199.

zurück, so sehr man sie sich auch herbeiwünschen mag. Das einzugestehen wird von einigen gewiss als schmerzhaft und unerquicklich erfahren. Dessen ungeachtet führt kein Weg daran vorbei, dass es neue Strategien braucht, doch für deren Entwicklung helfen die bekannten Erkenntnisformen von Deduktion und Induktion nicht wirklich weiter. Dies ist vor allem damit zu erklären, dass sowohl die Deduktion als auch die Induktion letztlich die Fortsetzung des schon Bekannten und Gewussten im Sinn haben. Einen Weg, mit neuen Situationen und Fragestellungen umzugehen, bietet hier die Erkenntnisform der Abduktion.³⁹ Denn im Modus dieser Erkenntnisform können Lösungen gefunden werden, wenn „die bisherige Darstellungsart angesichts verstörender Größen sprachlos geworden ist und weil diese Sprachlosigkeit einen Handlungsdruck erzeugt“⁴⁰. Wer abduktiv vorgeht, widersteht der Versuchung, Sprachlosigkeit mit Geplapper zu übertönen, sondern setzt sich ihr aus, um gerade in dieser Situation zu einer neuen Sprachfähigkeit zu finden.⁴¹ Das bedeutet, dass schnelle Lösungen unwahrscheinlich sind und erhöht so wiederum den Druck, denn eine Lösung soll ja gefunden werden. Doch Verbissenheit und Eifer helfen nicht wirklich weiter. Was Not tut, ist das *musings*. Das ist die Phase eines abduktiven Erkenntnisprozesses, in dem das Problem bedacht, hin und her gewälzt wird, ohne dass sich eine Lösung abzeichnet. „*Musing*‘ steht für das nicht unmittelbar zielbezogene oder direkt zielführende Nachhängen über ein Problem, das jemanden beschäftigt. Es bildet die Ortsbestimmung in einem Problem oder einer Erfahrung, die die sprachlichen Fähigkeiten noch übersteigt. Ein solches Nachhängen stellt sich gleichsam wie von selbst ein, sobald ein Problem die Kraft hat, einem nicht aus dem Kopf zu gehen. Probleme, die man unbedingt lösen will, die man gezwungen wird zu lösen oder denen man, aus welchen Interessen auch immer, verschrieben ist, lösen solche ‚*musings*‘-Phasen aus; sie erzeugen einen Handlungsdruck auf das verfügbare Wissen.“⁴²

Der Kontext, in dem Abduktionen und *musings* greifen, sind überraschende und unvorhersehbare Zusammenhänge. Und genau das trifft auf die gegenwärtige Lage zu, in der der Umgang mit Diversität nahezu alle erreicht hat und zu einer drängenden Herausforderung geworden ist. Wenn Kirche und Pastoral vor diesen Situationen nicht selbst sprachlos zurückschrecken, sondern sich einlassen wollen, dann bieten die Erkenntnisform der Abduktion und das *musings* eine Chance, wirklich Neues und Hilfreiches in Erfahrung zu bringen und vorschlagen zu können. Damit wird zugleich auf den Ort von Kirche in diesen prekären Zeiten hingewiesen, der inmitten der Welt ist. Darin ist die Zumutung eingeschlossen, sich den Nöten und Erwartungen der Menschen auszusetzen, sie mit ihnen auszuhalten, sich von ihnen relativieren zu lassen und da-

³⁹ Diese Erkenntnisform geht auf den Philosophen Charles S. Peirce zurück und wird vor allem von Hans-Joachim Sander kreativ im Bereich der Theologie angewandt.

⁴⁰ Sander, Kommentar (s. Anm. 5) 698.

⁴¹ Vgl. Sander, Kommentar (s. Anm. 5) 699.

⁴² Sander, Gotteslehre (s. Anm. 17) 24–25.

rauf zu bauen, dass sich in diesen Kontaktzonen Neues und Fruchtbare für alle Beteiligten ereignen kann.

Kontaktzonen aufzusuchen und anzubieten ist eine dringliche Aufgabe der Pastoral in Zeiten vorfindlicher und zunehmender Ausschließungen. Und tatsächlich werden Kontaktzonen in Pfarrgemeinden vor allem angesichts der Herausforderungen durch die Flüchtlingsströme seit dem Sommer 2015 angeboten.⁴³ Dabei zeigt die Erfahrung, dass dies keine Selbstverständlichkeit ist und dass dieses Engagement nicht immer von Gemeindemitgliedern mitgetragen wird. Pfarrliche Kontexte sind nicht automatisch gastfreundliche Kontexte, aber sie können es werden und die Flüchtlinge fordern dazu heraus.⁴⁴

Wer sich als Christ_in Fremden und Fremdem nähert, bezieht Stellung, setzt Zeichen und gibt sich zu erkennen als jemand, die/der die eigene Religion als eine Ressource erfährt, sich berühren zu lassen, und weiß, dass Gottesliebe die Nächstenliebe einschließt. Und oft stellt sich im Laufe der Zeit die Erfahrung ein, dass die Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen und/oder anderen Meinungen vor allem dazu führen, sich ganz neuen Fragen stellen zu müssen, weil Gewohntes relativiert wird. In solchen Zusammenhängen sind Netzwerke hilfreich, in denen Austausch und gegenseitige Unterstützung möglich ist. Man kann von anderen im Netzwerk profitieren. Netzwerke können Handlungsorientierung bieten, wo man vielleicht selbst keine Perspektiven sieht oder sich als sprachlos und überfordert erfährt. Pfarrgemeinden als Teil von Netzwerken können sich als kreativer Zwischenraum anbieten, der zwar nicht gleich für alles eine Lösung hat, aber mithilft, Lösungen zu finden. Ein Zwischenraum, in dem Begegnung möglich ist, weil man einander in Respekt und Achtsamkeit begegnet. Ein Zwischenraum, der Ressourcen und Kontakte zur Verfügung stellt. Ein Zwischenraum, der für wechselseitige Gastfreundschaft⁴⁵ steht und Freundlichkeit zum Ausdruck bringt. „*Freundlichkeit* (Hervorhebung: im Original) ist [...] imstande, den Anderen in seiner Andersheit anzuerkennen und willkommen zu heißen. [...] Fremdenfeindlichkeit ist Hass und hässlich. [...] Der Zivilisationsgrad einer Gesellschaft lässt sich gerade an ihrer Gastfreundschaft, ja an ihrer *Freundlichkeit* (Hervorhebung: im Original) messen. *Versöhnung bedeutet Freundlichkeit* (Hervorhebungen: im Original).“⁴⁶

⁴³ Vgl. Marianne Heimbach-Steins (Hg.), *Zerreißprobe Flüchtlingsintegration*, Freiburg/Br. u. a. 2017.

⁴⁴ Vgl. Hildegard Wustmans, *Grenzen erlassen und Aufbrüche wagen. Pfarrgemeinden als Orte der Integration*, in: Heimbach-Steins, *Zerreißprobe* (s. Anm. 43) 175–187.

⁴⁵ Christoph Theobald spricht von der Verwandlung des Gastgebers. Unter bestimmten Umständen wird er zum Gast des Gastes. Ort für diese radikale christliche Gastfreundschaft ist der Alltag. Vgl. Theobald, *Lebensstil* (s. Anm. 9) 216.

⁴⁶ Byung-Chul Han, *Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute*, Frankfurt a.M. 2016, 28. An dieser Stelle ist mit Bezug auf Homi K. Bhabha darauf hinzuweisen, dass Freundlichkeit etwas ganz anderes ist als Höflichkeit. Höflichkeit kann auch als Schutz vor dem, der Anderen zum Ausdruck gebracht werden. Vgl. Homi K. Bhabha, *Die Verortung*

Wer sich in diesem Modus Fremden nähert, erfährt natürlich implizite und explizite Anfragen, kann sie aber als Möglichkeit für ganz neue Erfahrungen und Lernprozesse wahrnehmen. Denn in der Begegnung mit anderen erfahren Menschen nicht nur etwas über andere, sondern gerade auch über sich selbst. Es geht in diesen Begegnungen darum, Neugierde zuzulassen. Einlassen auf Zumutungen und Überraschungen lautet die Devise. Hilfreich ist dabei ohne jeden Zweifel die Besinnung auf die konstitutive Vielfalt des Christlichen. Auf dieser Basis können Orte gemeinsamen Erlebens geöffnet werden. Allerdings geht das nicht ohne die Bereitschaft zum Wagnis. Wer sich darauf nicht einlassen kann, nimmt sich allerdings selbst die Möglichkeit, in der Begegnung mit anderen tatsächlich neue Welten zu entdecken und neue Einblicke über sich und seine Sicht auf die Welt zu bekommen. Wer sich neugierig und interessiert dem nähern kann, was unbekannt, verschieden und fremd ist, entgeht zugleich der Gefahr der Vereinnahmung, der Übernahme. Er oder sie wird Teil einer Praxis des kreativen Umgangs mit Kontrasten. Diese zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie der Frage eine größere Bedeutung beimisst als der Antwort. Dazu ist es zunächst erforderlich, eine Kultur des achtsamen und gespannten Fragenstellens zu erlernen, statt sich auf Antworten zu spezialisieren. Wer fragt, ist interessiert. Wer fragt, will lernen. Wer fragt, hört teilnehmend auf die Antwort des/der anderen. Die Basis dafür ist in besonderer Weise das aktive Zuhören.⁴⁷ Dabei ist es wichtig, „zunächst den Anderen willkommen [zu, H.W.] heißen, das heißt den Anderen in seiner Andersheit [zu, H.W.] bejahen. Dann schenke ich ihm Gehör. Zuhören ist ein Schenken, ein Geben, eine Gabe. Es verhilft dem Anderen erst zum Sprechen. Es folgt nicht passiv der Rede des Anderen. In gewisser Hinsicht geht das Zuhören dem Sprechen voraus. Das Zuhören bringt den Anderen erst zum Sprechen. Ich höre schon zu, bevor der Andere spricht, oder ich höre zu, damit der Andere spricht. Das Zuhören lädt den Anderen zum Sprechen ein, befreit ihn zu seiner Andersheit. Der Zuhörer ist ein Resonanzraum, in dem der Andere *sich freiredet* (Hervorhebungen: im Original). So kann das Zuhören heilend sein“⁴⁸. Damit dies gelingen kann, ist es vonseiten des Zuhörers, der Zuhölerin erforderlich, unbekannte, befremdliche oder widerstrebende Positionen differenziert wahrzunehmen. Aus dem Resonanzraum von achtsamem Zuhören und ausgesprochenen Worten kann ein Verhandlungsraum werden, in dem (gemeinsame) Positionen entwickelt werden. In diesem Verhandlungsraum können „die Unterschiede und

der Kultur (Stauffenburg Discussion, Studien zur Inter- und Multikultur, Bd. 5), Tübingen 2011, 137–150.

⁴⁷ Han, Austreibung (s. Anm. 46) 93. Han scheint die Ausführungen von Nelle Morton nicht zu kennen, die vom „hearing to speech“ spricht. „You heard me. You heard me all the way. [...] I have a strange feeling you heard me before I started. You heard me to my own story. *You heard me to my own speech* (Hervorhebungen: im Original).“ Nelle Morton, *The Journey is Home*, Boston 1985, 205. Vgl. Stephanie Klein, Hören als Ermächtigung zum Sprechen (Hearing to Speech). Zur Entdeckung einer theologischen Kategorie, in: *Pastoraltheologische Informationen* 17 (1997), 283–297.

⁴⁸ Han, Austreibung (s. Anm. 46) 93.

somit die Identitäten prozessual immer neu definiert⁴⁹ werden. In diesem Sinn könnten kirchliche Orte als Orte der „Zuhörenden und Lauschenden (Hervorhebungen: im Original)“⁵⁰ einen kreativen Umgang mit Diversität vorleben; sie wären damit ihrer Zeit voraus und würden zugleich einen wichtigen zivilgesellschaftlichen Beitrag leisten. Durch eine im guten Sinn des Wortes (selbst)kritische und fragende Haltung werden Selbstrelativierungen und letztlich Selbstüberschreitungen möglich. Darüber hinaus hat eine solche Haltung einen bestechenden Vorteil: Sie basiert immer auf situativen, kontext- und erfahrungsbezogenen Begegnungen von Menschen, die damit zur „Anstiftung konkreter pastoraler Praktiken und Erfahrungen“⁵¹ werden können. Dies anderen zur Verfügung zu stellen, indem zum Beispiel Räume der Begegnung und des Kontaktes geschaffen beziehungsweise aufgesucht werden, ist eine echte pastorale Aufgabe. Das bedeutet ebenfalls, als Christ_innen Verantwortung zu übernehmen. Denn „[d]ie Menschheitsprobleme sind keine fremde Beigabe, sondern ein zentrales Thema der Religion und ihres Dialogs“⁵². Sie kämen dem nach, was schon in *Gaudium et spes* grundgelegt ist: sich von Orten und Menschen herausfordern zu lassen, um immer mehr der eigenen Berufung nachzukommen, nämlich der Verkündigung des menschenfreundlichen Gottes. Solche Orte sollten dabei von etwas anderem als Toleranz geprägt sein. Denn letztlich ist Toleranz nur eine Art von Duldung und eine Haltung, die nicht wirklich an dem und der Anderen interessiert ist.⁵³ Es ist möglich, sich im Modus der Toleranz anderen nicht nähern zu müssen und dass „die Toleranz den Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Anderen [festschreibt, H.W.]. Nicht die Mehrheit, sondern die Minoritäten werden toleriert, denen das Niedere, das Minderwertige anhaftet. So verfestigt die Toleranz stillschweigend das herrschende System. Und maßgebend ist bei allen Beteiligten das Eigene. Übers Tolerieren hinaus findet keine Berührung mit dem Anderen statt. Der Toleranz ist also jene Offenheit nicht eigen, in der das *Danebenliegende* (Hervorhebung: im Original) nicht nur passiv ‚toleriert‘, sondern auch aktiv bejaht, angeeignet, zum Inhalt des Eigenen erhoben würde. Die Toleranz konserviert das Eigene. Sie ist wie die Höflichkeit ein eher konservativer Begriff.“⁵⁴

Orte, an denen Menschen die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen, sollten vor allem eines sein: freundlich. Denn Freundlichkeit ist regellos beziehungsweise folgt

⁴⁹ Byung-Chul Han, *Hyperkulturalität. Kultur und Globalisierung*, Berlin 2005, 26.

⁵⁰ Han, *Austreibung* (s. Anm. 46) 101.

⁵¹ Rainer Bucher, *Jenseits von Inklusion und Exklusion. Plädoyer für eine „ökumenische Pastoral“*, in: Johann Pock – Birgit Hoyer – Michael Schüssler, *Ausgesetzt. Exklusionsdynamiken und Exposureprozesse in der praktischen Theologie (Werkstatt Theologie. Praxisorientierte Studien und Diskurse, Bd. 20)*, Wien u. a. 2011, 115–137, 132.

⁵² Klinger, *Identität* (s. Anm. 10) 124.

⁵³ Vgl. Han, *Hyperkulturalität* (s. Anm. 49) 70. Jedoch soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass Toleranz in bestimmten Konstellationen ein Sicherungsinstrument gegen zügellose Ressentiments sein kann.

⁵⁴ Han, *Hyperkulturalität* (s. Anm. 49) 70–71.

nur einer Regel – sie gilt allen und allem, auch dem/den Fremden. Freundlichkeit schafft Raum. Freundlichkeit öffnet sich für andere und anderes, macht Grenzen und Schwellen nicht zu Hindernissen, sondern versteht diese als Markierungen eines neuen Raums der Entdeckungen und als Beginn von etwas Neuem.

Der menschenfreundliche christliche Gott hat anscheinend viel mehr als die Menschen eine Freude an Diversität und Komplexität. Zumindest legt ein Blick auf die Schöpfung diesen Gedanken nahe. Gott traut den Menschen offenkundig mehr zu. Dies wäre doch Grund genug, es auch zu versuchen: konkret, situationsbezogen, zuhörend, freundlich und vor allem immer wieder neu.

PD Dr. theol. habil. Hildegard Wustmans
Dezernentin für Pastorale Dienste im Bistum Limburg
Dezernat Pastorale Dienste
Roßmarkt 4
65549 Limburg
+ 49 (0) 6431 295-503
h.wustmans(at)bistumlimburg(dot)de